

**Zeitschrift:** Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur  
**Herausgeber:** Franz Otto Schmid  
**Band:** 7 (1912-1913)  
**Heft:** 2  
  
**Rubrik:** Umschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Umschau



Vom Byzantinismus des Volkes der Hirten. Der Reiz des Neuen zeigt sich auch in dem Interesse der Demokratieen an höfischem Wesen. Man sieht auf die Untertanen der Monarchenländer als freier Staatsbürger stolz herab, man lacht über Orden und Ehrenzeichen, Hoftitel und Hofsitte, Rangunterschiede, Satisfaktionsfähigkeit und Klassenhierarchie, Uniformen und Putz — aber wenn die hohen Herren einmal zu uns kommen, so interessiert man sich plötzlich lebhaft, sucht sich gewissenhaft über alles zu informieren, fasziniert und schwanzwedelt, setzt sich in Positur, leckt sich die Pfoten und putzt sich den Pelz. Und die andern, die das täglich tun, lachen doch über die ungelenten Sprünge und die feierliche Steifheit des Volkes der Hirten, dem es nun einmal nicht gelingen will, den Rücken zu krümmen und mit glatten Worten seine Ergebenheit zu beweisen. Diese Ungelenkheit ist noch das beste von dem in mancher Hinsicht beschämenden Schauspiel der schweizerischen Kaisertage.

Es soll alles so hergehen wie sonst, hieß es. Wir sollen dem Kaiser ganz in natura vorgeführt werden. Aber doch werden die Soldaten besonders einexerziert, die braven Landjäger müssen Paradeschritt üben, die staatlichen Gebäude, die für unser Volk gut genug waren, das sie täglich ansieht oder benutzt, werden gewaschen und geputzt für einen kaiserlichen Blick, die Schulen und Banken schließen an diesem kaiserlichen Feiertag, die Buchhändler hängen Kaiserbücher und Kaiserbilder aus, mit dem Fenstervermieten wird ein Vermögen verdient,

und die Postkartenfabrikanten versteigen sich in die tiefsten Tiefen der Geschmacklosigkeit. Die Hoteliers lachen sich ins Häufchen, Reiseagenturen promenieren ihre geduldbigen Lämmer auf Extrafahrten im Rücken Seiner Majestät, die Bahnen legen Extrazüge ein und alles ist gerührt, ergriffen, durchdrungen, durchschauert von der hohen, allerhöchsten Ehre.

Das alles mag ja vom Geschäftsstandpunkt aus ganz gut sein, aber wo bleibt die ruhige Würde, der stolze Ernst des Republikaners? Muß denn alles zum Schaustück werden, der Kaiser für uns, wir für den Kaiser? Können wir ihn nicht höflich als einen lieben Gast empfangen und dabei gelassen unsern Geschäften nachgehen? Wozu denn so viel Aufhebens? Wir sind ja ganz aus dem Häuschen geraten. „Bewöhnt uns den Kaiser nicht, schrieb neulich ein Deutscher nach der Schweiz, er ist bei uns nicht gewöhnt, daß man so viel Umstände mit ihm macht.“ Das müssen sich die Republikaner von Monarchisten sagen lassen!

Nehmen wir ein paar schweizerische Blätter in die Hand! In einem finden wir 150 Zeilen über das Gefolge des Kaisers; über Herrn von Blesien, der im Grunde zur Klasse der Feldmarschälle gerechnet werden könnte, an der linken Schulter (auch in der Interimsuniform!) die großen goldenen Tauschkrone trage und den schwarzen Adlerorden mit der Kette besitze; über Herrn von Fürstberg, im Rang eines charakterisierten Obersten stehend, mit einem fliegenden Adler auf dem Helm, den das Volk der Hirten wahrscheinlich zu sehen bekäme; über

Herrn von Eulenburg, der zu den am reichsten dekorierten Leuten der Welt gehöre, 78 Orden und meist Großkreuze besitze, wobei die Medaillen und Ehrenzeichen nicht einmal eingerechnet seien; über Herrn von Moltke, den man früher mit Unrecht sehr mißtrauisch kritisiert habe; über Herrn von Lyncker, der als Bearbeiter sämtlicher persönlicher Angelegenheiten des Kaisers eine sehr mächtige Stellung einnehme und auch das eiserne Kreuz besitze; über Herrn von Huene, der während der Schweizerischen Manöver General geworden sei, die Festung am Isteiner Aloy kommandiere, nicht zum Gefolge gehöre und eigens für unsere Manöver kommandiert worden sei; über den Leibarzt und seinen Vorgänger; über den Militärattache und seinen leider ebenfalls verstorbenen Vorgänger usw.

Was ist das alles für kindisches Gerede in seiner naiven geschwätzigen Bewunderung und Unkenntnis nebensächlicher Dinge. Beinahe so naiv, als was deutsche Zeitungen über unser Militärwesen schreiben. Wohlgemeint, gewiß; aber überflüssig und in seinem untertänigen Augenaufschlag demütigend.

Man glaube doch nicht, daß, wer diese byzantinische Verhimmelung nicht mitmacht, darum an der Sache nicht seine Freude hätte. Wir wollen gewiß höfliche Leute sein, dankbar für die uns erwiesene Aufmerksamkeit. Der Demokrat braucht nicht Grobheit als unentbehrliches Requisit und eisernen Bestand mit sich zu führen. Aber ein bißchen Rückgrat! Warum sich denn wie Knechte gebärden und vor allem, was man sieht und hört, zu Boden fallen? Warum nachahmen, was uns nachzuahmen doch nicht gelingen will? Bleiben wir doch, was wir sind und versuchen nicht zu scheinen, was wir doch nicht sein können.

Die Sache hat auch noch eine ernstere

Seite. Unsere Neutralität verlangt, daß wir ein Staatsoberhaupt empfangen wie das andere. Mit einem Kaiser sollen wir nicht mehr Umstände machen, als mit dem Präsidenten einer Republik. Persönliche Sympathien haben hier nichts zu tun. Neutral sein heißt nicht nur mit jedem gleich höflich, sondern auch mit keinem besonders höflich sein, um andere nicht zu verletzen. Dazu kommt noch die Rücksicht auf unsere französischen und italienischen Eidgenossen, denen die Kaiserschwärmerei in der Ostschweiz denn doch etwas auf die Nerven geht. Wenn sie dann beim Anblick Fallières und Viktor Emanuels aus dem Häuschen geraten, so sind wir sofort bereit, von Verwelschung und Irredentismus zu reden. Geraten wir aber ins Kaiserfieber, so ist der Vorwurf des Pangermanismus natürlich lächerlich und frech zugleich!

Wir gelten sonst Gott sei Dank als ernsthafte und nüchterne Leute. Beweisen wir das doch auch bei solchen Gelegenheiten. Es gibt eine Höflichkeit, die verbindlich ist und doch aus Zurückhaltung und Vorsicht besteht. Sie ist beim Empfang der hohen Herren des Auslandes doppelt angebracht. Empfangen wir sie freundlich und dankbar für die erwiesene Ehre. Aber lassen wir uns von ihrer Liebenswürdigkeit nicht bestechen und von ihrem Lächeln nicht verführen. Unser Ideal ist ein anderes als das ihre; wir sind ein einzig Volk von Brüdern dreier Stämme, dreier Sprachen. Diese Einigkeit gilt es vor allem zu festigen, nicht aber sie durch zu lebhaftes Begeisterung eines unserer Stämme für ein fremdes Volk, so hoch wir es schätzen mögen, auseinanderzureißen.

E. P.-L.

**Reichsdeutsche Annäherungsversuche.**  
Nicht nur allerhöchste Herren, auch mindere Leute von draußen haben für die Schweiz ein aufmerksames Wohlwollen. Basel als

größter Grenzort ist den deutschen Freundschaftsbezeugungen am meisten ausgesetzt. Beamte mit verdrehten Schnurrbärten und Beinen mischen sich als Kulturbringend herablassend unter das Volk der Hirten, und deutsche Jünglinge gröhlen an Sonntagsabenden ihr gemütvollles

Maus Maus, zuckersüße Maus

Komm mit mir nach Haus.

in den Gassen.

Daß die Schweiz ein wildes, aber reiches Land ist, darin ist man in Deutschland einig. Es handelt sich darum, deutsche Kultur in die Schweiz hinein und das Geld nach Deutschland hinausfließen zu lassen. Erstklassige Konfektions- und andere Geschäfte siedeln sich in St. Ludwig an und suchen den biedereren Schweizer herauszulocken. Das Vorgehen des deutschen Feldhüters Bohrer (der einen Schweizerbürger, der ihm nicht vom Kirschenpflücken über die Grenze folgen wollte, einfach nieder schoß), hat sich nicht bewährt. Die deutsche Regierung versprach den Hinterbliebenen 3000 Fr. zu bezahlen, wenn die Schweiz Gegenrecht halte. Die Entschädigung ist aber nur als Leihgabe aufzufassen. Man erwartet bestimmt, daß die Schweiz so bald wie möglich einen Feldhüter beauftrage, einen Reichsangehörigen zu erlegen. Der Tatort ist noch nicht festgelegt, da die deutschen Flurhüter über die Lage der Grenzen nicht im Reinen sind. — Es ist zu hoffen, daß die Schweiz das versprochene Gegenrecht hält. — Man ist aber draußen mißtrauisch, denn schon seit Jahren verlangt die deutsche Behörde von jedem Schweizer, der deutsche Eisenbahnen benutzt, Fahrkartensteuer; ohne daß die Schweiz das gleiche tut.

Man ist in der Schweiz fest entschlossen, die Fahrkartensteuer für Reichsangehörige einzuführen, wenn sich der Kaiserbesuch wiederholen sollte.

Die Konfektionsgeschäfte in St. Ludwig sind humaner als die Flurwächter, weil ein Loter nicht mehr kaufkräftig ist. Sie bezahlen dem Käufer die Heimreise. Der Trick ist weder neu noch besonders genial; die Spielbank in Monte Carlo tut ihren Ausgeplünderten das gleiche oder bezahlt den Verzweifelten das Begräbnis, was die Konfektionsfirmen nicht tun. In den Zeitungen steht bloß: Allerfeinste Anzüge von 18 Mk. an, Zoll und Reisekosten zurückerstattet.

Leuten, die schon Reisegeld besitzen, werden die deutschen Erzeugnisse ins Haus geschickt: Schnurrbartbinden, Allsteinbücher, sozialistische Agitatoren. Die letzteren werden nach Streiks jeweils retourniert und in ihre schnellsprachige Heimat abgeschoben. Die Reisekosten werden nicht zurückerstattet.

R. S.

**Großer, Große, Großes.** Alles ist heute groß: Großer Maskenball, große Ausstellung, großes Symphoniekonzert. Groß ist jeder Zirkus, groß jede Soirée, groß das kleinste Orchester. Wie groß sagt man nicht, aber groß sind sie. Jedes Hotel ist Grand Hotel, jeder Wohltätigkeitsbazar ist ein Grand Bazar, jedes Geschäft nennt sich Grands Magazins, sogar im Plural. Jedes Mittagessen ist ein Grand Diner. Jeder Ausflug ist une grande course. Auf jedes Programm einer Veranstaltung setzen wir als erstes Wort: Großer, große, großes. Je kleiner sie ist, desto größer soll sie scheinen.

Klein will niemand und nichts mehr sein. Ganz verblüfft las ich neulich von einem Konzert des Petit Choeur de Genève. Er war allerdings nicht groß, kaum größer als die „großen Chöre“, die sich sonst hören lassen, aber er war gut. — Dann fand ich ein Geschäft au petit Bénédicte. Hier war die Vorsicht Meister, denn daß der Käufer hier einen großen Gewinn erzielt, hätte doch keiner geglaubt. Ein anderes hieß

Au petit Poucet: ein Däumling kann nun einmal nicht groß sein. Aber zum Trost fand ich im Schaufenster ein Plakat: Großer Rabatt auf alle Artikel. Wie viel wird natürlich nicht gesagt. So wird groß zum Aushängeschild der Heuchelei und zur Lockspeise der Gimpel. Was man um seiner Kleinheit willen nicht öffentlich bekannt geben will, wird groß genannt, und die Leute kommen sofort. Was mich nur erstaunt, ist, daß die Leute so dumm sind. Dummheit ist eine Gottesgabe, die man nicht mißbrauchen sollte. Die Geschäftsleute, die bei den tit. Kunden auf sie spekulieren, setzen allerdings eine ganz ungeheure Dosis voraus. Und es scheint, sie werden in ihren Erwartungen nicht enttäuscht. Groß sind sie zwar, aber die an das Große glauben, werden nicht alle, denn sie gehören zu denen, gegen die Götter selbst vergeblich kämpfen.

E. P.-L.

**Basler Musikleben.** Noch haben unsere großen Konzertvereinigungen mit ihren regelmäßigen Aufführungen nicht begonnen; die Stille aber, von der wir das letzte Mal noch zu berichten hatten, ist lebendigem Leben gewichen. Neben dem ersten in der Reihe, unserem Münsterorganisten Herrn A. Ham m, der in vier Konzerten sein Publikum zu fesseln wußte, in dem vorletzten mit der Geigerin Frä. Marg a r e t h e S c h w e i k e r t aus Karlsruhe, in dem letzten mit der Sopranistin G r e t a S e d w i g aus Freiburg i. Br. und der Altistin Frä. H a n n a B r e n n e r aus Basel zusammen, haben andere ihr Wirken begonnen. So eröffnete der Pianist Herr G o t t f r i e d S t a u b seinen Haydn-Mozart-Zyklus mit fünf Haydn'schen und drei Mozart'schen Sonaten. Es scheint dies beim Lesen und Hören etwas viel, aber für Unterhaltung dabei und Wechsel sorgen die Meister selbst, und der Künstler am Klavier weiß in der Wahl

der Reihenfolge und der Charakterisierung der Einzelstücke so viel Lebendigkeit zu bieten, daß der im übrigen nur fünf Viertelstunden lange erste Abend ein ständiger Genuß blieb und keinerlei Ermüdung hinterließ; ja während der fünf Haydn-Sonaten stieg die Spannung der Aufmerksamkeit immer mehr an und löste sich nur bei den drei Mozart'schen Sonaten, frühen Erstlingswerken, allmählich.

An auswärtigen Gästen begrüßten wir die vom letzten Winter aus einem Abonnementskonzert her bestens bekannte Frau E l l y N e y v a n H o o g s t r a t e n, die wieder durch ihre enorme Technik sowohl als ihre tiefe Musikalität entzückte. Mit Chopin'schen Stücken, einer wunderbaren Sonate von Mozart und endlich der F-Moll-Sonate von Brahms bannte sie ihre Hörer in ihren Zauberkreis; Regers Fis-Moll-Sonate mit Violine bot sie zusammen mit Herrn W i l l y H o o g s t r a t e n. Auch Frau S t e f i G e y e r, die jugendliche Geigerin, konnten wir wieder in ihrem wundervollen Tone bewundern; der sie begleitende Herr Prof. H i n d e r m a n n aus Zürich, dem wir für den selten gewordenen Gast herzlich dankbar sind, hatte auf der fremden Münsterorgel, die dazu in Stimmung und technischen Lücken einen bösen Tag verriet, keinen leichten Stand, zeigte aber doch seine Kunst. Die drei russischen Brüder R a p h a e l, G a b r i e l und M i c h a e l K e l l e r t entzückten durch ihr Triospiel und ihre Sololeistungen. Sowohl der Primgeiger, ein Schüler Tsayes, wie der Pianist, ein Schüler von Harold Braun, und der Cellist, der deutlich die Schule des Meisters Casals zeigt, stehen technisch auf sehr hoher Stufe und bieten auch in Auffassung und Klang sehr Interessantes und Erfreuliches. Vor allem ihr persönliches Empfinden, das zwar durchaus slavisch ist, kommt den Stücken im



Schwelgen in weichem Klange und in dämonischer Unheimlichkeit meist entgegen, weniger vielleicht einem Schubert, als Liszt und sogar Huber. Die launenhafte, rasch in den Stimmungen wechselnde Bergnovelle op. 120 gewann unter ihren Händen ganz wesentlich.

Auch der Richard Wagner-Verein hat seine gastlichen Tore geöffnet und bereits in drei Vorträgen Gutes geboten; erst sprach Prof. Max Seiling aus München über die Musik als Ausdruck, dann folgte Dr. Stepp aus Nürnberg mit einer Analyse der Meisterfinger, endlich führte der Schriftführer des Vereins, Herr M. A. Herzog aus Basel in die Absichten Wagners bei Schöpfung seines Lohengrin ein. Ein Quintett gab dazu im zweitletzten, unser Theaterkapellmeister Becker am Klavier im letzten Vortrage durch musikalische Interpretationen weitere Einblicke in die Musik selbst.

Im Stadttheater ging zugleich eine Aufführung des Lohengrin über die Bretter, in der an Stelle des erkrankten Fräuleins Maschmann Fräulein Cäcilie Pflieger die Elsa in gut durchdachter, musikalisch selbständiger Form gab, bei der sonst gewohnten Besetzung der übrigen Rollen und unter der Leitung des Kapellmeisters Becker. Von Verdi kam der musikalisch wertvolle Maskenball zu guter Aufführung unter derselben musikalischen Führung und mit sehr günstigen Leistungen des neuen lyrischen Tenors, Herrn Koegele. Die originelle Mischung von gesundem Humor und österreichischer Sentimentalität, die Operette „Der fidele Bauer“ von Leo Fall brachte mit ihrem Schabernack namentlich dank der Herren Kusterer und Weister und der Fräulein Wallé, dank der trefflichen Inszenierung und der pointierten Spielweise des Orchesters unter Kapellmeister Seifriz einen großen Heiterkeits-

erfolg, so daß das ernste und das heitere Kunstleben in voller Blüte erscheint, noch bevor die eigentlichen regelmäßigen Konzertdarbietungen begonnen haben.

J. M. Knapp

**Berner Stadttheater.** Der Verlauf des ersten Monats der diesjährigen Spielzeit läßt einen recht erfreulichen Ausblick tun in die Leistungen die wir noch zu erwarten haben.

Das Schauspiel brachte zur Eröffnung zwei dramatische Werke schweizerischer Autoren und hat damit ganz abgesehen von der Qualität des Gebotenen, einen begrüßenswerten Schritt getan für den wir der Theaterleitung dankbar sind. Der Erfolg, den beide Stücke brachten, ermutigt hoffentlich zu weiteren ähnlichen Versuchen. Den Einakter von J. Bühner „Landrat Boller“ kennen die Leser der „Alpen“ aus dem letzten Heft. Wir können daher an dieser Stelle nicht näher auf den Inhalt des Werkes kritisch eingehen, ein Urteil liegt ja schon in der Aufnahme des Dramas in unsere Zeitschrift. Wir möchten nur beifügen, daß die Aufführung, die das Stück an unserer Bühne fand, beifällige Aufnahme fand und auch mit der nötigen Sorgfalt vorbereitet und einstudiert war. Die verständnisvolle Regie des Herrn Rauer, der sich auch der Titelrolle mit gutem Gelingen angenommen hat, kam der Aufführung sehr zustatten. Daß bei der Aufführung das schweizerische Kolorit etwas verloren ging mußte man natürlich in Kauf nehmen.

Leider müssen wir uns auch für das zweite Stück, Robert Faesis, „Die offenen Türen“, das auch in Buchform erschienen ist, auf einen knappen Hinweis beschränken, da die famose Komödie nach ihrer Erstaufführung in Zürich hier von berufener Hand eingehend gewürdigt worden ist. Das unterhaltfame Werk, das seither auch an auswärtigen Bühnen in den Spielplan aufgenommen wurde, erzielte auch in Bern eine

durchschlagende Wirkung, dank dem außerordentlich geschickt geführten Dialog und dem Stoff, der von allen konventionellen Lustspielmotiven frei, in sicherer Gestaltungskraft lebendige Menschen auf die Bühne bringt und in lustigem Gewande ernsthafte Gedanken birgt; ein Vorzug der allem dem, was heute meist unter der Flagge des Lustspiels auf die Bretter Anspruch macht, selten genug nachgerühmt werden kann.

Mit Hugo von Hofmannsthal „Jedermann“ hat uns das Schauspiel mit einem der interessantesten Neuerscheinungen bekannt gemacht. „Jedermann“ bringt in modernem Gewande ein altes Mysterium auf die Bühne. In raffiniertester Weise ist der wertvolle Gehalt des alten Spieles auf modern empfindende Menschen zugeschnitten und mit glücklicher Anlehnung an die alte Sprache in prunkvolle Hofmannsthal'sche Verse eingekleidet. Die Erkenntnis, daß auch für uns Menschen von heute das religiöse Problem doch immer noch der Urgrund der Poesie ist, unsere innersten Saiten zum klingen bringt, hat dabei den Dichter wohl sehr bewußt geleitet. Das primitive Empfinden des Mittelalters, sein prächtig sinnlich naives Gestalten und unser modernes Denken sind in geschicktester Weise verknüpft zu einem Spiel, das einer aufgehenden Wirkung sicher ist. Die symbolische Einfachheit der Handlung und die poesievolle Ausgestaltung der einzelnen Vorgänge arbeiten sich in glücklicher Weise in die Hand. Daß auch der szenische Rahmen auf das ursprüngliche Mysterium zurückgreift, erhöht die Eindrucksfähigkeit des Ganzen. Die einfache Handlung von dem reichen Mann, der mitten aus dem vollen Leben abgerufen wird und alle seine Erdenherrlichkeit zurücklassen muß, dank dem mißachteten Häuflein guter Werke aber doch der Gnade teilhaftig wird, ist in allen Literaturen bekannt. Die selbstständige sichere Neubearbeitung dieses

Stoffes zeigt den Dichter. Die Aufführung an unserer Bühne verdient alles Lob. Besonders Freude machte Herr Bogenhardt als „Jedermann“, der sich mit dieser Rolle in ein so vorteilhaftes Licht zu stellen wußte, wie nach den Leistungen des letzten Winters kaum zu erwarten war.

Die Wiederaufnahme der „Aida“ gab auch dem Opernpersonal Gelegenheit sich sehr vorteilhaft einzuführen. Die Aufführung dieses Werkes, das seit längerer Zeit zu den Glanzleistungen unserer Bühne gehört, war wiederum ein volles Gelingen. Die bewährten Kräfte die schon letzten Winter den Besuch der Oper zu einem wirklichen Genuß machten, haben wieder alle Erwartungen glänzend erfüllt, und die neuen Kräfte, vor allem der Tenor Fritz Stein, fügten sich dem Ensemble gut ein. Statt eines Tenors der gut spielen kann, haben wir nun einen der wirklich schön singt; ich denke der Tausch ist allen recht, die die Oper zur Musik zählen.

Die Operette führte sich mit dem neuesten „Schlager“ von Leo Fall „Der liebe Augustin“ ein. Das Nachwerk fand ein dankbares Publikum, dem wir seine rührende Anspruchslosigkeit nicht verargen wollen. Mit Kunst hat diese Operette nichts zu tun trotz einiger hübscher Melodien, die Fall nie abzusprechen sind. Von dem, was man einst von einer Operette zu erwarten gewohnt war, ist hier rein nichts mehr zu finden.

O du lieber Augustin

Alles ist hin —

Geh nach Berlin!

Bloesch

Zürcher Theater. Schauspiel. Die erste größere Neu-Inszenierung im Schauspiel brachte unter Oberregisseur Daneggers Leitung Shakespeares „Viel Lärm um nichts“ heraus, eine schöne, herzerfrischende, farbige und lebendige Auffüh-

zung, zu der Albert Isler die neuen Dekorationen geliefert hatte.

Ein mit Hilfe der Reliefbühne gewandt ablaufender Wechsel der Szene, die Munterkeit der Darstellung, die bis in die Nebenrollen hinein Lust und Liebe bezeugte, gestaltete den Abend zu einer genußreichen Erholung. Man konnte sich dem lustigen Spiele fröhlich hingeben. Man nahm jede Unmöglichkeit der Handlung gern in den Kauf, kam auch über die Entgleisung des Dichters in der allzu finster geratenen Trauszene der Hero hinweg und erfreute sich an Shakespeares Geist und Humor.

Shakespeare fühlt sich in diesem Werke als souveräner Würfelspieler. Er schiebt und würfelt die Menschen durch eine heitere und eine ernste Intrige durcheinander, würfelt mit der Psychologie seiner Figuren und auch das geistvolle Dialogspiel zwischen Benedikt und Beatrice, dem berühmten Paare, das sich neckt, quält, schmächt und reizt, weil es sich liebt, ist ein Spiel mit wechselndem Glück, wie es der Laune des Zufalls entspricht.

Die Aufführung wurde dadurch besonders erfreulich, daß wir in Herrn Stieda einen trefflichen Benedikt und in Fräulein Neuhoff eine entwicklungsfähige, in einigen Szenen sogar ausgezeichnete junge Schauspielerin kennen lernen durften. Die Beatrice des Fräulein Neuhoff, fürwahr keine leichte Aufgabe für eine Anfängerin, leuchtete und schimmerte von heiterem Übermut, lustiger Sonnigkeit. Dabei wurde sie nie Oberfläche, ihre Laune quoll aus dem Innern heraus und tanzte dann in quecksilberner Heiterkeit auf ihrem Antlitz. Herr Stieda, der in einer Liebhaberrolle noch nie enttäuschte, entwickelte in scharmanter Weise eine Fülle (fast Überfülle) von Nuancen, die seinen Benedikt zu einem reichen, gütigen, warmherzigen, tiefen und humor-

vollen Menschen stempelten. Frä. Lepère war eine rührende Hero. Herr Wünschmann stattete den beschränkten Untertanenverstand des mit den Fremdwörtern auf Kriegsfuß stehenden Gerichtsdieners Ambrosius mit einem Maße von Gedächtnisschwäche aus, die durch Shakespeare nicht vorgesehen ist. Immerhin hatte er die Lacher auf seiner Seite.

In den kleineren Partien wirkten die Herren Leser, Marx, Raase, Hartmann, Reyg und Rainer, sowie die Damen Klaus und Hochwald verdienstlich.

Der 25. September brachte die erste Aufführung von Max Dreyers „Der lächelnde Knabe“. Der Dichter nennt es „ein Scherzspiel aus alten Tagen“.

Am 25. September 1912 war Dreyers fünfzigster Geburtstag, andere fünfzigste Geburtstage drohen noch. Otto Ernst und Gerhardt Hauptmann werden auch in diesem Jahre 50 Jahr alt. Wenn sich diese Einrichtung nur nicht auswächst! Der Erfolg wäre nicht abzusehen. Soviel darf ja gesagt werden, daß der Wunsch, der diesen Feiern zugrunde liegt, löblich ist. In diesem Jahre (wer im nächsten Jahre 50 Jahr alt wird, weiß ich im Augenblick nicht) trifft die Wohltat, den 50. Geburtstag der Dramatiker an allen Bühnen, oder an den namhaftesten feierlich zu begehen, lauter vermögliche Leute, Schriftsteller, die ihr Schäflein im Trockenen haben, nicht zuletzt deshalb, weil tüchtige Geschäftsleute darunter sind (Fulda, Dreyer, Otto Ernst). Fragen sind erlaubt: Gibt es außer diesen Autoren nicht auch unaufgeführte Dramatiker, die heuer fünfzig Jahre alt werden?

Werden nur solche gefeiert, die eine besondere Würdigkeit nachgewiesen haben? Würdigkeit! Ist der fünfzigste Geburtstag der allein zu feiernde? Warum nicht der vierzigste?



Dieses Werk dürfte Dreyer z. B. zu seinem 60. Geburtstage geschrieben haben, Dreyer, der „die Siebzehnjährigen“ schrieb. Mit siebzehn Jahren vielversprechend, mit siebzig noch nicht hoffnungslos!

Scherz beiseite! An Fuldas „Jugendfreunden“ gemessen, die wir kürzlich sahen, ist Dreyers „Lächelnder Knabe“, der zwar auf der Bühne nie lächelt, sondern immer heult, ein Meisterwerklein, womit ich freilich nur gesagt haben will, wie unsäglich schematisch das Fuldasche Lustspiel gearbeitet ist.

Ein Biedermeierspiel: Kreuzbravheit, Biederkeit, gedämpfter Schritt, Spinettklänge, Waldhorntöne, voll und rund, Maiennacht, Mondenzauber, späte Liebe, Romantik aus dem Jahr 1820, in einer Ostseestadt.

Der alte Major Justus Jasper Krase-mann, der eine Kugel im Beine hat von anno dazumal, und trotz Preuße, Schwert und Befreiungskriegen für Napoleon schwärmt, ist ein renitenter Mieter, der sich mit der etwas späten Sabine Benthardt, seiner Hausherrin, die ein verteuft schöner (etwas schwerblütiger) Hausdrache ist, ganz und gar nicht verträgt. Die Folge davon ist, daß er sie im letzten Akte heiratet. Die Ursache ist ein Findelkind, ein Kind, das eine nichtsnutzige Französin (in einer Ostseestadt gibt es keine einheimischen nichtsnutzigen Weibsen) den beiden in den Hausgarten gelegt hat. Der „kinderliebe“ Major will das Kind haben, Sabine will es auch haben. Damit sie es alle beide haben können, besiegen sie alle Widerstände und heiraten. Dazu kommen die Episoden. Bis auf die schwerfällige Exposition ist das Spielchen gar nicht übel gemacht. Der Feuerrausch des „Probekandidaten“ ist bei Dreyer ein in der Ferne glühendes Wackfeuer geworden. Die große Zeit, die der Dichter einst sich träumte,

schaut nun fast in sein Leben, wie die Napoleonszeit in dies Spiel. Es ist Dreyer mit diesem Scherzspiel ja kein Ernst, es ist auch nicht sonderlich ernst zu nehmen. Der alte Major, der hier und da das Dichten und Reimen probiert, könnte auch dies reimen:

Es ist nur ein Spiel in A-Moll:

Man klimpert Sonaten von Händel,

Dünn und erinnerungsvoll —

Man fädelst ein Liebesgetändel,

Man tut nur, als wäre man toll,

Und wiegt sich im Duft von Lavendel . . .

Starke Ansätze zu einem Charakterlustspiel finden sich in diesem Werke. Die Charaktere stellen dankbare Aufgaben.

Die Aufführung war höchsten Lobes würdig. Es darf bezweifelt werden, ob eine Bühne, die mit dem vierfachen Kapital arbeitet, als die unsere, das Spielchen so schön, stimmungsvoll und stilistisch durchgearbeitet aufgeführt hätte.

Herr Czimeg gab den waldhornblasenden Major, breit, überlegen, gutmütig und vornehm. Frä. Helene Senken spielte die Sabine Benthardt. Sie war eine würdige Partnerin. Herr Kaase schuf in der Rolle des Schiffsreeders Kristoffer Brodersen eine stürmisch belachte Charge.

Am 28. September kamen wieder einmal, diesmal mit Zitherklang und Gesang, Anzengrubers „Kreuzelschreiber“ unter Regisseur Mosers Leitung zur Darstellung. Den Steinklopferhans spielte Herr Marx, der mit dieser Partie der Galerie seiner Menschengeschilderungen ein lebensechtes Porträt zufügte.

Carl Friedrich Wiegand

**Zürcher Musikleben.** Nach der wohl-tätigen Ruhe des diesjährigen sogenannten Sommers und der ausgiebigen Kaltwasserkur, die der Himmel gratis zur Verfügung stellte, setzte pünktlich am 1. September un-

sere winterliche Musiksaison sozusagen mit Bolldampf ein, zunächst allerdings in der Oper. Da Bayreuth heute Trumpf ist und jeder, der nicht ganz im Kunstidiotismus ersticken will, von Zeit zu Zeit in irgend einer Weise ein Bayreuther Sonnenbad ermöglichen sollte, eröffnete unser Theater die Saison mit einer Neuinszenierung der Meisterfinger nach Bayreuther Vorbildern. Die gänzlich neue Ausstattung, die in allen drei Akten Bilder von entschiedenem künstlerischen Reiz schuf — besonders gelungen ist das wirklich stilvolle und intim wirkende Sachszimmer des dritten Aktes — machte der Leistungsfähigkeit unseres Theatermalers Albert Isler alle Ehre. Leider aber erstreckte sich die Bayreuther Vorbildlichkeit im wesentlichen nur auf die äußere Ausstattung. Unser neuer Heldenbariton Herr Otto Janesch verfügt zwar über schöne und große stimmliche Mittel und ist auch als ein durchaus ernst strebender Künstler zu werten, sein Sachs ist aber doch noch speziell darstellerisch zu wenig ausgereift, um auf die Dauer wirklich fesseln zu können. Ähnliches gilt von dem Stolzling Willy Ulmers, der zwar sein Preislied sehr schön singt, aber doch noch die rechte künstlerische Freiheit vermissen läßt. Luise Wolf ist eine sympathische Eva, Emmi Krüges eine vortreffliche Magdalena, auch Bruno Wolter als Beckmesser verdiente alle Anerkennung. Dagegen ließen die Ensemblesätze an Klarheit manches zu wünschen übrig. Ein im Sommer durchgeführter vergrößernder Umbau des Orchesterraumes erwies sich übrigens als durchaus vorteilhaft. Die bisher bedeutendste Tat unserer Oper war indessen die Aufführung von Hector Berlioz' „Benvenuto Cellini“ (26. Sept.). Die Tatsache, daß auch dieser jüngste, mit viel Begeisterung und Liebe unternommene Neubelebens-, um nicht zu sagen Auferweckungs-

versuch ohne nachhaltigen Erfolg bleiben wird, ändert nichts an der Verdienstlichkeit des Unternehmens, uns den großen Franzosen auch einmal als Opernkomponisten zu zeigen. Daß der „Cellini“ dieses Unternehmens wert ist, unterliegt keinem Zweifel, seine Musik enthält, speziell in den beiden ersten Akten, Perlen von kompositioneller Feinheit — das Terzett des ersten Aktes, das bewundernswürdige Finale des zweiten Aktes — den Karneval — die Arien des Hieramoska und Cellini u. a. m. — aber es haftet ihr doch ein gewisser kühl-verstandesmäßiger Zug an, der für den Programmatiker Berlioz bis zu einem gewissen Grade charakteristisch ist. Viel Schuld an dem geringen äußeren Erfolge der Oper — nicht nur bei uns — hat das uns wenig interessierende und namentlich gegen den Schluß hin köstlich ungeschickt gebaute Libretto des Herrn Bailly im Barbier, die erheblichen Schwierigkeiten der Chöre wurden dank der energischen Unterstützung durch Herren des Lehrergesangsvereins siegreich überwunden, in den Hauptrollen boten Irene Eden (Teresa), Willy Ulmer (Cellini) und namentlich August Stier (Hieramoska) — der beiläufig bemerkt in einer späteren Meisterfingeraufführung einen vortrefflichen Sachs schuf — Erfreuliches. Auch das Orchester spielte unter Dr. Lothar Kempter mit Auszeichnung. Als weitere bemerkenswerte Ausgrabung möchte ich die Aufführung des Kreutzerschen „Nachtlagers in Granada“ erwähnen, dessen köstliche Melodienfülle und köstliche Harmlosigkeit wehmütig an die gute alte Zeit gemahnten. — Von besonderem solistischem Interesse war ein dreimaliges Gastspiel des spanischen Tenoristen José Palet in *Alida*, *Bohème* und *Carmen*. Herr Palet, der es dank seltener stimmlicher Begabung und — zu seiner Ehre sei es gesagt — ernster gesanglicher Studien vom

Barzelonaer Bäder zum in Italien und Spanien gefeierten Tenoristenstern gebracht hat, betrat bei uns zum erstenmal eine deutsche Bühne: daß ihm nach unseren künstlerischen Begriffen noch vieles fehlt, versteht sich fast von selbst, aber es scheint nach den gegebenen Proben Aussicht vorhanden, daß er sich — unter geeigneter Leitung — vom Kehlkopfathleten zum wirklichen Künstler entwickeln wird. Sonst standen außer ein paar Operetten („Liebe Augustin“, „Keusche Susanna“, „Fidele Bauer“) an ernsteren Werken bisher noch „Madame Butterfly“ (Puccini), „Mignon“ (A. Thomas) und „Martha“ (Flotow) auf dem Spielplan; als erwähnenswerte Einzelleistungen seien wenigstens genannt die vortreffliche Mimik von Frä. Luise Wolf (Bohème), die ebenso temperamentvolle wie musikalische Carmen der Frä. Emmi Krüger, sowie die nicht ganz erschöpfende, aber graziöse und sympathische Butterfly der Frä. Irene Eden.

Die Konzertsaison, die nun reichlich einen Monat später einsetzte, wurde am 7. und 8. Oktober mit dem ersten Abonnementskonzert der Tonhalle unter Volkmar Andreaes Leitung eröffnet. Da mir der Besuch leider nicht möglich war, muß ich mich für diesmal darauf beschränken zu erwähnen, daß neben Beethovens fünfter Symphonie Ottmar Schoeds Dithyrambe für Doppelchor, Orchester und Orgel, Dvoraks von Hugo Becker meisterlich gespieltes Cellokonzert und kleinere Cellostücke von Boccherini auf dem Programm standen. — Einen schönen Erfolg hatte am 10. Oktober das Kellert-Trio im kleinen Tonhallsaal zu verzeichnen. Reichten in den solistischen Gaben die pianistischen Vorträge nicht an die ausgezeichneten des Geigers und namentlich des Cellisten heran, so verbanden

die drei Brüder sich in den leichten Trios von Schubert (op. 99) und Andreaes op. 14) zu künstlerischen Leistungen von schönster Intimität und Einheitlichkeit. — Einen seltenen Genuß gewährte am 15. Oktober der von der Tonhalle veranstaltete „Kammerabend“ der „Société de musique de chambre pour instruments à vent“ aus Paris. Mutete die Wiedergabe des Beethovenschen Quintetts op. 16 für Klavier, Oboe, Klarinette, Horn und Fagott zunächst etwas kühl an, so entzückten umso mehr die feine Interpretation des Sextetts op. 6 von Ludwig Thuille und vor allem die Sonaten für Oboe und Flöte mit Klavier von J. B. Loeillet und Händel, die durch die Herren Bleuret (Oboe), Hennebains (Flöte) und Groviej (Klavier) eine meisterhafte Wiedergabe erfuhren. Weniger als Komposition wie als Beispiel prächtiger Klangwirkungen interessierte Saint-Saëns' „Caprice sur des airs danois et russes“ für Flöte, Oboe, Klarinette und Klavier. Nicht unerwähnt bleiben ein ungemein genußreicher Brahmsabend der Basler Altistin Maria Philippi (12. Okt.) sowie schließlich die beiden Orgelkonzerte im Grossmünster (5. und 12. Okt.), die Prof. Paul Hindemann anlässlich des Jubiläums seiner 25-jährigen Konzerttätigkeit unter Mitwirkung der ausgezeichneten Geigerin Stefi Geyer und des von ihm geleiteten „Vereins für klassische Kirchenmusik“ veranstaltete. Während das erstere ausschließlich der Kunst Bachs gewidmet war, brachte das zweite Werke von Händel, Leclair, Mich. Haydn, Lotti, Mozart, Couperin, Spontini und Liszt zur Aufführung, die zum großen Teil eine vortreffliche Wiedergabe erfuhren.

Walter Haeser